

CHRISTOPH KOCH
ich bin dann mal offline

Buch

Ein Umzug kann das Leben verändern – vor allem wenn man ohne Internetzugang in der neuen Wohnung sitzt. Wie ein Junke auf Entzug kommt Christoph Koch sich vor. Die Lösung: der Telefonladen um die Ecke, ein Internet-Stick, ein Zweijahresvertrag und eine horrende Rechnung. Und dann die Frage: Wie abhängig bin ich eigentlich?

In einem Selbstversuch setzt Christoph Koch alles zurück auf null. Er verzichtet auf Internet und Handy – und erzählt von seinen Erfahrungen: Wo fällt der Verzicht besonders schwer? Und wo überraschend leicht? Wie reagiert das Umfeld, wenn man nicht mehr immer und überall erreichbar ist? Was verändert sich mit einem selbst, privat, im Job und in Bezug auf Zeitgefühl und Lebensqualität?

Autor

Christoph Koch, geboren 1974, arbeitete nach seinem Studium der Kommunikationswissenschaft bei *jetzt.de*, dem Jugend-Onlinemagazin der *Süddeutschen Zeitung*, zuletzt als stellvertretender Redaktionsleiter. Inzwischen ist er festes Mitglied der *NEON*-Redaktion. Als freier Autor hat er unter anderem für *Die Zeit*, *SZ Magazin*, *brand eins*, *Monocle* und den *Tagesspiegel* geschrieben – immer wieder auch über Netzthemen. Er betreibt ein Blog und schreibt derzeit an einem neuen Buch für Blanvalet.

Christoph Koch

ich bin dann mal offline

ein selbstversuch
leben ohne internet und handy

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Erweiterte Taschenbuchausgabe Februar 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2010 Christoph Koch / Blanvalet Verlag

Dieses Werk wurde vermittelt durch

die Literarische Agentur Michael Gaeb.

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

LF · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37591-2

www.blanvalet.de

Einleitung

Als ich das Handygeschäft verlasse, glüht mein Gesicht, obwohl mir die abendliche Berliner Luft auf der Schönhauser Allee eisig entgegenbläst. Ich fühle mich wie ein Junkie, der nach langem Leiden, nach einem Cold-Turkey-Entzug mit Blut, Schweiß und Tränen endlich wieder zurück in die Arme seiner Droge flieht. Wie Pete Doherty und Amy Winehouse in einer Person, nachdem sie mal wieder über die Mauer einer Entziehungsklinik geflohen sind, die erste Maschine nach Bangkok bestiegen und sich dort mit frischem, ungestrecktem Stoff eingedeckt haben. Die Zeit des Darbens hat ein Ende! Meine Schritte federn, meine Gesichtszüge entspannen sich, und zum ersten Mal seit Tagen entsteht darauf wie von Geisterhand ein vorfreudiges, buddha-gleiches Lächeln. Nur sind der Grund für meine Entrückung keine Drogen, zumindest nicht in der herkömmlichen Form. Und doch trage ich meine Droge gerade nach Hause. In der Papiertüte, die aufgereggt neben meinem Bein flattert, befindet sich: das Internet.

Natürlich weiß jedes Kind, dass man das Internet in keine Tüte stecken kann. Das ist ja das Tolle daran. Es ist nicht greifbar, es ist überall und nirgends. In meinem Fall war es die letzten zwei Wochen leider: nirgends. »Mit unserem neuen Easy-Moving-Service wird ihr Umzug kein Problem«, hatte meine Telefonfirma, die auch meinen Internetanschluss betreute, auf ihrer Webseite vollmundig versprochen. Damals, als meine Welt noch in Ordnung war und ich in meiner al-

ten Wohnung über eine allzeit bereite DSL-Leitung verfügte. Guten Gewissens und frohen Mutes machte ich also alle nötigen Angaben. Der Umzug war ja auch noch wochenweit entfernt. Auch als in den ersten Tagen in der neuen Wohnung das Telefon noch kein Freizeichen gab, wenn man es abhob, machte mir das keine rechten Sorgen. Zu viele Kisten waren noch auszupacken, zu viele Lampen anzuschrauben. Für schnelle Telefonate mit dem Pizzaservice gab es das Handy, und der Computer war eh noch nicht wieder aufgebaut, um damit ins Internet zu gehen.

Onlinesein als Normalzustand

Irgendwann war der durch den Umzug verursachte Ausnahmezustand jedoch vorbei. Die Möbelpacker stapften von dannen. Statt Pizzadienst-Pizza gab es wieder Essen aus dem inzwischen zufrieden brummenden Kühlschrank. Die leeren Umzugskartons verschwanden in den Keller. Kurz: Es kehrte wieder so etwas wie Normalität ein. Jedenfalls beinahe. Denn zur Normalität, so sollte ich schnell herausfinden, gehören für mich wie für die meisten Menschen heutzutage:

- auf Knopfdruck E-Mails empfangen zu können,
- Zugverbindungen und das Kinoprogramm mit einem Klick auf ein Online-Lesezeichen abzurufen,
- mit einem beherzten Drehen am Mausekranj jederzeit zu kurzen Onlinevideoclips von wahlweise Britney Spears, niedlichen Koala-Babys oder explodierenden Colaflaschen zu scrollen, in die jemand Mentos-Bonbons geworfen hat.

All dies – und noch viel mehr – blieb mir jedoch verwehrt. Immer noch kein Telefon, immer noch kein Internet. »In ihrem Haus liegt kein Anschluss«, ließ mich eine gelangweilte, Kaugummi kauende Studentin in einem Call-Center wissen, das ich in meiner Wut im dunkelsten Ostdeutschland wähnte. Dass mein Vormieter ebenso fröhlich telefoniert und im Internet gesurft hatte, wie es alle meine derzeitigen Nachbarn taten, beeindruckte die bei jedem Anruf wechselnde Kaugummistudentin ebenso wenig wie die Tatsache, dass ich die von ihr in Frage gestellte Telefonanschlussdose mit meinen eigenen Augen vor mir sehen konnte.

Menschen, die von Gott nicht auf die Probe gestellt werden sollen, finden in solchen Momenten das ungeschützte WLAN-Netz eines Nachbarn, der zu faul oder unwissend war, ein Passwort zu vergeben. Menschen, die von Gott nicht auf die Probe gestellt werden sollen, wählen sich von da an automatisch in dieses Netzwerk ein und verschwenden nie wieder einen Gedanken daran, wo »ihr Internet« eigentlich genau herkommt. Der Strom kommt ja schließlich auch aus der Wand, die Milch aus dem Kühlschrank und das Geld aus dem Automaten. Ich hatte kein solches Glück. Für mich hatte Gott, oder wer auch immer das Internet erfunden hatte, einen anderen Plan vorgesehen. Ein tieferes Tal, durch das er mich führen wollte. Die erste Zeit behalf ich mich noch mit regelmäßigen Besuchen in einem nahegelegenen Internetcafé. Doch erstens roch es dort nach dem Fett der angrenzenden Imbissbude sowie nach ungeduschten Backpackern. Und zweitens liegt der Zauber des Internets ja nicht darin, dass man eine Jacke anziehen, das Haus verlassen und jemand anderem Geld dafür geben muss, damit man nachsehen kann, wer das Lied »A

Walk in the Park« geschrieben hat. Der Zauber des Internets liegt darin, dass man diese Frage genau in dem Moment klären kann, in dem sie einem in den Sinn kommt – oder der Freund sie aufwirft, mit dem man sich gerade auf dem Balkon betrinkt.

Das Internetcafé war keine echte Lösung. Als ich vor etwa zehn Jahren meine ersten Erfahrungen mit dem Internet sammelte, war es noch völlig ausreichend, einmal am Tag in den sogenannten »Informatikraum« der Universität zu gehen, an der ich damals vorgab, zu studieren. Man sah seine E-Mails durch, die zu jener Zeit nur sporadisch eintrudelten. Nachrichten von Menschen, die man beim »Backpacken« auf anderen Kontinenten kennengelernt hatte. Probeweise gab man auch mal »Winona Ryder nude« in die Suchmaschine ein, die damals noch Altavista oder Hotbot statt Google hieß (der Browser nannte sich noch Netscape), und errötete, wenn man tatsächlich in dem Augenblick ein Bild der Schauspielerin zu sehen bekam, in dem jener Streberstudent, der den Informatikraum hütete, hinter einen trat. Dann hatte man für eine Weile genug aufregendes Internet gehabt und ging wieder nach Hause.

24 Stunden am Tag vernetzt

Heute ist das anders. Heute funktioniert Internet im Grunde nur noch, wenn es immer und dauerhaft verfügbar ist. Wir wollen »always on« sein, immer verbunden mit der Welt. Was dazu geführt hat, dass der Begriff »Flatrate«, der in Deutschland ursprünglich für einen zeitlich unbegrenzten Internetzugang zum Festpreis geprägt worden war, inzwischen auch auf Saufpartys und sogar Bordelle angewen-

det wird. Statt jedes Mal mühsam das Telefon aus- und das Computermodem einzustöpseln, damit es sich unter rhythmischem Kreischen und Pfeifen ins Internet »einwählt«, wie es noch Anfang dieses Jahrtausends üblich war, ist heute zumindest in den Städten eine DSL-Leitung Standard, die nicht nur schnellere Verbindungen ermöglicht, sondern in Kombination mit einer Flatrate auch nicht unterscheidet, ob man fünf Minuten oder 24 Stunden am Tag online ist. Wie immer mehr Menschen lasse auch ich meinen Computer inzwischen tagsüber kontinuierlich eingeschaltet, selbst wenn ich gar nicht davor sitze. Im ständigen Wechsel zwischen Online- und Offlinewelt jedes Mal den Prozess des Hoch- und Runterfahrens des Rechners abzuwarten, würde viel zu lange dauern. Ihn aus dem sogenannten Ruhemodus »aufzuwecken« – in den er sich selbst versetzt, wenn man ihn zum Beispiel fünf Minuten nicht benutzt –, dazu braucht es nur einen Tastendruck und sofort ist er wieder da und online. Und ich bin wieder verbunden mit der Welt.

Um dieses Gefühl endlich wieder erleben zu können laufe ich nun also von meinem Dealer in Gestalt eines neonbeleuchteten E-Plus-Ladens nach Hause. Aber wie bei jedem echten Junkie folgt auf das High der unvermeidliche Kater. Den USB-Stick, das »Internet aus der Tüte«, kann ich zwar tatsächlich sofort in meinen Computer einstöpseln und bin innerhalb weniger Sekunden wieder online – doch zu welchem Preis? 24 Monate habe ich mich vertraglich gebunden, für 25 Euro pro Monat. Als ich die Gesamtsumme kurz überschlage, fällt mir mein Handy mit integriertem Taschenrechner beinahe aus der Hand: 600 Euro – für etwas, das ich eigentlich schon längst haben sollte, wenn es mir die schnip-pischen Call-Center-Menschen nicht mit absurden Ausflüch-

ten verwehren würden. 600 Euro, nur um nicht noch eine weitere Woche ohne Internet sein zu müssen. Für einen Moment fühle ich mich dumm, nutzlos, verraten und vor allem: abhängig! Von einer Technik, die doch eigentlich dazu da sein sollte, *mir* zu dienen und *mir* das Leben zu erleichtern. Doch meine Scham währt nur so lange, wie das vertraute und so lang vermisste Geräusch auf sich warten lässt: Mit einem Bing – wie wenn man mit einem Löffel an ein leeres Glas klopft – verrät mir mein Computer: Eine neue Mail ist angekommen. Ein »Kyrie Eleison«, gesungen von allen Erzengeln zusammen, könnte nicht schöner klingen.

Ich habe seitdem vielen Menschen von meinen Leiden durch kalten Internet-Entzug erzählt und war wirklich überrascht von der Resonanz. Hatte ich mich anfangs für einen Extremfall gehalten, für einen Computer-Nerd, bei dem Internet-Manie und niedrige Frustrationstoleranz zusammenkamen, so merkte ich schnell: Ich war nur einer von vielen. Fast alle, denen ich meine 600-Euro-Dummheit beichtete, erzählten, schon einmal ähnlich kurz vor dem Nervenzusammenbruch gestanden zu haben. Hotels waren gewechselt worden, weil in dem ursprünglich ausgewählten zwar ein exzellentes Spa, aber eben kein Internetanschluss verfügbar war. Handys waren aus dem Fenster geflogen, nachdem zum wiederholten Male der Akku mitten im Gespräch und lange vor seiner Zeit den Dienst quittiert hatte. Eine Beziehung war (zum Glück nur beinahe) daran zerbrochen, dass einer der Beteiligten zu Zeiten des Einwahlmodems die Telefonbuchse so oft belegte, dass seine Partnerin nicht mehr ihre geliebten und für sie wichtigen Telefonate führen konnte.

Hassliebe zum Handy

Sind die technischen Neuerungen also ein Fluch oder ein Segen? Die meisten würden – vermutlich zu Recht – antworten: beides. Bei einer groß angelegten kanadischen Studie wurden über 31 000 Menschen zu ihren Kommunikationsgewohnheiten und den Auswirkungen neuer Technologien befragt. 70 Prozent gaben dabei an, durch den Einsatz mobiler Kommunikation habe ihre tatsächliche Arbeitsbelastung sowie der dadurch empfundene Stress zugenommen. Gleichzeitig berichtete eine fast ebenso große Mehrheit (68 Prozent), durch den Einsatz genau dieser Technologien sei sie produktiver geworden.

So oder so: Immer mehr Menschen fühlen sich abhängig von den modernen Kommunikationsmitteln wie (Mobil-)Telefon und Internet. Sie können sich nicht mehr vorstellen, ohne sie zu existieren und wollen es auch nicht. Denn das Paradoxe an unserem Verhältnis zu diesen Techniken ist: Einerseits bereichern und vereinfachen sie unser Leben so sehr, dass wir um nichts auf der Welt mehr darauf verzichten wollen und ihren Einfluss geradezu genießen. Andererseits fühlen wir uns gleichzeitig vom klingelnden Handy, dem summenden Blackberry oder der endlosen Weite des Internets auch überfordert, gestresst oder verängstigt. Deutlich wird unser gespaltenes Verhältnis oftmals am Umgang mit dem Gerät selbst: »Gib doch Ruhe«, herrschen wir das verhasste Handy an, das binnen zehn Minuten zum dritten Mal laut piepsend einen Anruf anzeigt. Aber wenn sich dann über einen längeren Zeitraum keiner bei uns meldet, empfinden wir das als zunehmend beunruhigend: »Heute ist aber auch gar nichts los. Wo sind denn alle?« Und fragen uns, ob wir nicht mehr wichtig für die Welt sind. Gleichzeitig legen

wir Wert darauf, stets ein neues Modell zu besitzen, stecken es in alberne Schutzhüllen und Gürteltaschen oder bekleben es mit nicht weniger albernen Schmuckaufklebern, um das kostbare Kleinod zu individualisieren – mein Handy und ich!

Gerade bei den Jungen, den sogenannten »digital Natives« (also digitalen Ureinwohnern), die mit Internet und Handy großgeworden sind und das Wählscheibentelefon oder Faxgerät fast nur noch aus Erzählungen kennen, ist die Online-Bindung immens stark. Laut einer Umfrage des Branchenverbandes BITKOM unter 14- bis 29-Jährigen konnten sich 97 Prozent kein Leben ohne Handy mehr vorstellen, ein Leben ohne Internet schien für 84 Prozent ausgeschlossen. Das Interessante: Nur 43 Prozent der (relativ jungen) Zielgruppe sah ein Problem darin, auf ihren derzeitigen Partner zu verzichten. Ohne Auto zu leben, stellten sich 64 Prozent unmöglich vor. Doch es sind keinesfalls nur Teenager, die dem Internet den Vorzug vor der Realität geben. In einer vergleichbaren Umfrage gaben 46 Prozent der erwachsenen Frauen an, eher für zwei Wochen auf Sex verzichten zu wollen, als in diesem Zeitraum ohne Internet zu sein. Die Zahl stieg dabei noch je nach Altersgruppe: So würden sogar bis zu 52 Prozent Frauen im Alter zwischen 35 und 44 Jahren das Internet vorziehen. Und dieses Phänomen beschränkt sich nicht nur auf den weiblichen Teil der Befragten: Auch 30 Prozent der Männer ist ihr Internet-Zugang wichtiger als Sex.

Die Idee vom Selbstversuch

Meine Freundin Jessica lacht mich aus, als ich mit dem absurd teuren Internet-Stick in der Tüte nach Hause komme. »Wenn ich mal ein paar Tage unterwegs bin, kommst du damit deutlich besser klar, als wenn du ein paar Tage aufs Internet verzichten musst – oder seh ich das falsch?«, fragt sie mich spöttisch. »Das siehst du total falsch«, entgegne ich schnell. »Ich vermisse dich ganz anders... also stärker natürlich, viel stärker.« Schon zu spät. »Dann heirat doch dein Büro«, sang Katja Ebstein in den Siebzigern, als MTV noch »ZDF Hitparade« hieß und von Dieter Thomas Heck moderiert wurde. »Dann heirat doch dein Internet« könnte der Youtube-Megahit heißen, mit dem meine Freundin bald weltberühmt wird, wenn ich es nicht bald schaffe, diese Diskussion wieder in ruhigere und mir gewogenere Bahnen zu lenken. »Ich könnte es viel länger ohne Internet aushalten als ohne dich«, säusle ich also. Ohne Erfolg. Immerhin ist Jessica nicht ernsthaft sauer: Sie lacht sich einfach nur kaputt. »Das glaubst du doch selbst nicht«, sagt sie und sieht mich herausfordernd an.

»Eine Woche würde ich bestimmt ohne Internet auskommen«, antworte ich selbstbewusst.

»Eine Woche? So lange hast du es ohne mich doch schon oft ausgehalten. Ein Monat müsste es ohne Internet mindestens sein.«

»Zwei Wochen!«, versuche ich zu feilschen.

»Schon gut, vergiss es. Ich konkurriere doch nicht mit dem Internet um deine Gunst«, lenkt Jessica ein. »Ich will nur, dass du zugibst, dass du es ohne nicht mehr aushältst.«

Natürlich hat sie recht. Und genau das ist der Grund, warum mir unser Gespräch auch in den kommenden Wochen nicht mehr aus dem Kopf geht – und die Idee zu dem Selbst-

versuch entsteht. Zur freiwilligen Abkehr von Internet und Handy für mindestens einen Monat.

Wie würde es sein, nicht auf das Internet zu verzichten, weil ein unmenschlicher Telekommunikationsriese mich dazu zwingt? Sondern wenn dies aus freien Stücken geschehen würde? Wenn ich mich für eine bestimmte Zeitspanne absichtlich und willentlich ausstöpselte aus der stets weltweit verbundenen Gemeinde der »netizens«, der Bewohner des Internet-Reiches? Würde ich nach einer gewissen Zeit der Entwöhnung das, was ich nach dem Umzug als schier unerträglichen Verlust empfunden hatte, als Gewinn betrachten können? Oder würde ich die selbstverordnete Abstinenz absitzen wie eine Gefängnisstrafe, nur um danach wieder weiterzumachen wie zuvor – jeden Tag, jede wache Stunde online, ständig auf »senden/empfangen« geschaltet, wie es der Knopf in den meisten E-Mail-Programmen verheißt, den ich wie so viele Online-Junkies beständig drücke, wenn einmal längere Zeit keine Mail kommt.

Würde sich dieses Vermissen, dieser Phantomschmerz eventuell im Lauf der Zeit zurückentwickeln? Würden sich die anderen noch verbliebenen Sinne stärken und verbessern, um den Verlust auszugleichen? Man sagt Blinden ja auch nach, besser hören zu können als Sehende. Würde ich also durch das Abschalten meiner Online-Aktivitäten auf einem anderen Sektor etwas dazugewinnen? Mich anders mit der Welt verbinden?

Bei allem Leiden über den nicht vorhandenen Online-Anschluss in der neuen Wohnung: Hatte ich nicht oft genug über das Internet auch – oder gerade dann – geflucht, wenn

es funktionierte? Wenn es schlechte Nachrichten brachte in Form von unvoreilhaftigen Fußballergebnissen, dümlichen Wortmeldungen fernsehprominenter Schlaumeier, die auf den Nachrichtenseiten wieder und wieder durchgekaut wurden? Mein Plan stand fest: Ich musste es ausprobieren.

Die Zehn Gebote der Internetlosigkeit

Die Regeln sollten klar und einfach, aber auch strikt sein: Ein Monat ohne Internet und ohne Mobiltelefon. Die Benutzung eines Computers für produktive Offline-Tätigkeiten sowie des Festnetztelefons würden erlaubt sein. Letzteres gibt es immerhin schon seit über 100 Jahren, ersteres war notwendig, um zum einen die Aufzeichnungen für dieses Buch anzufertigen, zum anderen, um meiner eigentlichen Tätigkeit als Journalist zumindest noch ansatzweise nachgehen zu können. Eine Aufgabe, die ohne Internet und Handy schon schwierig genug war, wie sich bald herausstellen sollte. Aber Regeln müssen bei einem solchen Unterfangen nun mal sein. Und so legte ich nach und nach die zehn Gebote für meine Internet-Abstinenz fest:

- Du sollst kein Internet haben in deinem Haus und in deiner Hosentasche.
- Du sollst das Internetcafé und alle sonstigen öffentlichen Onlinezugänge meiden.
- Du sollst deinen Computer gebrauchen, um Texte zu schreiben.
- Du sollst nicht Minesweeper spielen.
- Wenn dein Nachbar erzählt, was er »Verrücktes« auf *Spiegel Online* gelesen hat, sollst du dich nicht abwenden.

- Du sollst nicht selbigen Nachbarn beauftragen, etwas für dich zu googeln, eine Bahnfahrt online zu buchen oder eine Mail in deinem Namen zu schreiben.
- Du sollst nicht begehren deines Nachbarn Internetzugang, sein iPhone oder Blackberry.
- Du sollst Zeitung lesen, Fernsehen und Radio benutzen, wenn dir dergleichen beliebt.
- Du sollst nicht auf Papier lesen, was dein Nachbar für dich aus dem Internet ausgedruckt hat.
- Du sollst dir kein Faxgerät anschaffen. Wenn du bereits ein Faxgerät besitzt, so sollst du es benutzen nach deinem freien Willen.¹

Ich war gespannt, wie die Internetlosigkeit mein ganz normales Leben, meinen Alltag verändern würde. Die Art, wie ich mit Freunden kommunizierte, arbeitete, lebte, liebte, mir Kurzweil bereitete und mich informierte. Mir wurde aber auch schnell klar, dass dieser Monat mehr sein würde als nur ein Monat des Verzichts, in dem alles so normal sein sollte wie möglich – nur eben ohne Internet. Ich wollte Leute treffen, die mir etwas über das analoge Leben erzählen konnten.

Eigenbrötler und Technikfeinde

Im Zuge der Recherchen für dieses Buch besuchte ich eine Siedlung der Amish People im amerikanischen Missouri. Diese christliche Splittergruppe emigrierte vor rund 300 Jah-

¹ Ich hatte tatsächlich noch nie ein Faxgerät besessen und nun extra eines anzuschaffen, nur um mir den Internetverzicht zu erleichtern, hätte ich auch albern gefunden.

ren aus Süddeutschland und der Schweiz vor allem in die US-Bundesstaaten Pennsylvania und Ohio und meidet seither den technischen Fortschritt. Zwar nicht komplett, aber doch in sehr großen Teilen – Computer sind tabu, Telefone nur als unbequeme Gemeinschaftsapparate weit entfernt von den Wohnhäusern draußen auf dem Feld gestattet. Doch selbst bei diesen scheinbar resistenten Eigenbröttern, die sonst vor allem durch die Depeschen ihrer eigenen Wochenzeitung *The Budget* miteinander in Kontakt bleiben, konnte ich die scheinbar unwiderstehliche Anziehungskraft des Mobiltelefons spüren.

Ebenfalls in den USA besuchte ich den Geräuschesammler und »akustischen Umweltschützer« Gordon Hempton: ein Mann, der für seine Aufnahmen des Sonnenaufgangs mit einem Grammy ausgezeichnet wurde – Tonaufnahmen wohl-gemerkt. »Ständig von Geräuschen umgeben zu sein, macht die Menschen krank«, davon ist der 57-Jährige überzeugt. Deshalb hat er sich an einen der stillsten Orte der Welt zurückgezogen – den Olympic National Park im amerikanischen Nordwesten – und kämpft von dort mit politischen Mitteln gegen Fluglinien und dafür, Lärm als Umweltverschmutzung anzuerkennen und zu ächten.

Doch nicht nur in den USA gibt es Menschen, die versuchen, sich dem ewigen Geplapper, den »instant messages« und der ständigen Erreichbarkeit zu entziehen. Ich sprach auch in Deutschland mit Handyverweigerern und Internetskeptikern. Ich interviewte einen Mann, der seine Frau im Internet betrog – und sich dies bis heute nicht verzeihen kann. Ich sprach aber auch mit Deutschlands berühmtester Frisur: Sascha Lobo (Markenzeichen: knallroter Irokesenschnitt) ist einer der wichtigsten Blogger des Landes,

Autor des Buches »Wir nennen es Arbeit« und gleichzeitig Berater des Vodafone-Konzerns. In der Kampagne »Es ist deine Zeit«, in der Lobo auftritt, wendet sich der Mobilfunk- und Onlineanbieter an die sogenannte »Generation Upload«, also jene junge Generation, für die das Internet und immer mehr auch das mobile Online-Sein eine Selbstverständlichkeit ist. Lobo, Besitzer dreier Handynummern und zahlreicher internetfähiger Mobiltelefone, sollte mir erklären, woher das zunehmende Bedürfnis der Menschen kommt, immer erreichbar zu sein. Und warum er selbst keine Angst hat, beinahe jede wache Minute online zu sein.

Die Vorbereitungen für meinen Selbstversuch fielen relativ überschaubar aus. Ein kleiner Kreis von Freunden, Familie und wichtigen Arbeitskontakten wurde eingeweiht. Die anderen würden erst davon erfahren, wenn sie versuchten, mich zu kontaktieren: Ich setzte eine Abwesenheitsnotiz für meine E-Mail-Adressen auf, die automatisch auf jede ankommende Mail antwortete, ich sei für einen Monat nicht digital erreichbar und meine Festnetztelefonnummer und Postadresse bekannt gab. Es sollte ja niemand sagen können, er habe nicht gewusst, wie er mich erreichen könne. Ich deckte mich mit Büchern von Experten ein, die zu Themen wie Hirn- und Stressforschung, Suchtentwicklung, Internet- und Netzwerktheorien publiziert hatten. Ich schaffte es, so viele davon zu bestellen, dass mir die digitale Empfehlungsmaschine des Internet-Buchhändlers Amazon nichts anderes mehr ans Herz legte. Derselbe Logarithmus hatte mir sonst stets eine krude Mischung aus Wollsocken-Angeboten (weil ich letzten Winter welche bestellt hatte) und Sexlexika (weil ich – für die Recherche eines NEON-Magazinartikels, so wahr mir Gott helfe! –

mal eines geordert hatte) beschert. Statt dessen gibt es jetzt nur noch Bücher über unsere menschliche Faszination für das Netz.

Ich fühlte mich also gut gewappnet.

Was Menschen von Google wissen wollen – lustige Suchanfragen

- woher weiß günther jauch immer so viel?
- wofür ist die leber der katze da?
- wie kann ich mietnomaden ärgern?
- muss ein künstler alkoholiker sein?
- wie breche ich mir am einfachsten etwas?
- welche buchstaben gehören zur todes-sms?
- wie kannst du mich reich machen?
- warum hängen schuhe im schanzenviertel?
- wie macht man sich undurchschaubar?
- wieso sieht man morgens so beschissen aus?
- wie kamen die drogen nach westberlin?
- wie kriegt man mamas dazu, was zu erlauben?
- lippenpiercing – was sagt die bibel?
- was tun, wenn eltern mit auf das bewerbungsgespräch wollen?
- was gibt es für berufe mit leichen?
- wo ist daniel brühl im berliner nachtleben?
- wie ist die weihnachtsfeier bei aldi süd?
- wie hebt man geld bei einem geldautomaten ab?
- alkohol und sex – kann man dabei schwanger werden?
- warum ist facebook so reich?
- was zieh ich heute an – was koch ich meinen kindern?
- bei welchem beruf muss man früh aufstehen?
- spart man Geld mit teuren Kochtöpfen?
- was trinken rapper?

(All diese Anfragen – und unzählige andere – führten im vergangenen Jahr Menschen auf mein Blog www.christoph-koch.net)

der selbstversuch

kapitel 1

In dem ich den Stecker ziehe, Phantomvibrationen in meiner Hosentasche und starke Kopfschmerzen verspüre und jemanden kennenlerne, der seine Freundin durch ständige Unerreichbarkeit in den Wahnsinn getrieben hat.

Tag 0

Die Falle schnappt zu

Am Abend vor dem Selbstversuch verspüre ich die unsinnige, aber vielleicht verständliche Versuchung, noch so viel wie möglich im Internet unterwegs zu sein und SMS-Botschaften mit dem Handy zu versenden. So, als könne man auf Vorrat kommunizieren. Oder so, wie ein Raucher am Silvesterabend noch eine komplette Zusatzschachtel wegqualmt – denn am nächsten Tag, so hat er es sich fest vorgenommen, ist schließlich alles vorbei. In dem Versuch, zumindest ansatzweise Würde zu bewahren, beschließe ich jedoch, nicht so lange auf Facebook, Twitter, *Spiegel Online* und all den anderen mit Bookmarks versehenen Internetseiten zu verbringen, bis mir in den frühen Morgenstunden der Kopf auf die Tastatur sinkt und ich – einen Speichelfaden sabbernd – auf selbiger einschlafe.

Optimiert austreten

Nein, ich werde der Herausforderung wie ein Mann entgegenreten. Wie ein Erwachsener. Kurz – ich beschließe, Jessica ins Kino einzuladen und dort den neuesten Pixar-Zeichentrickfilm anzusehen. »Du wirst nicht mal eine Woche durchhalten«, spottet sie, als ich während der Werbung noch einmal mein Telefon zücke, um im Internet auf der Seite *runpee.com* nachzusehen, wann in dem fast zwei Stunden langen Film ein paar dröge Minuten zu erwarten



Christoph Koch

Ich bin dann mal offline

Ein Selbstversuch. Leben ohne Internet und Handy

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37591-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2012

Geht das überhaupt, so ganz ohne Handy und Internet

Internet und Handy sind aus unserem modernen Alltag nicht mehr wegzudenken. Wir treffen unsere Freunde auf Facebook, googeln unseren neuen Kollegen, scrollen nebenbei durch die Nachrichten und kaufen gleichzeitig unser Bahnticket. Wenn wir nicht im Internet sind, schreiben wir SMS oder telefonieren. Wie wäre es denn allein mit uns und unseren Gedanken, offline und abgekoppelt vom Rest der Welt? Wie verändert das unser Leben, unsere Freundschaften, unsere Arbeit und unser Selbstbild? Christoph Koch ist ausgezogen, es herauszufinden. Und ist dahin gegangen, wo es richtig weh tut: offline.